

Der Bankier und das Abgeordnetenmandat

Novelle von Diktor Rakosi

I.

Der Buchhalter wartete, bis sämtliche Beamten in dem mit hohen Teppichen belegten Zimmer waren, dann begann er:

„Gnädiger Herr Direktor! Sie sehen vor sich sämtliche Beamten der Bank, sowohl die Verheirateten wie auch die Ledigen. Wir wenden uns an das bekannte väterliche Herz des Herrn Direktors mit der Bitte, unsere materielle Lage zu verbessern. Das Leben in der Großstadt wird inuner teurer und die Gehalte der Beamten haben mit dieser Teuerung nicht Schritt gehalten...“

Der Direktor klopfte nervös auf den Marmor seines Schreibtisches, auf welchem die Aktensatzel von vergoldeten Adlerklauen zusammengehalten wurden.

„Gnädiger Herr Direktor“, setzte der Buchhalter fort. Der Direktor, welcher der Beamenschaft bisher nur sein geierähnliches Profil gezeigt hatte, wendete sich ihnen jetzt plötzlich ganz zu.

„Sehen Sie nicht fort! Ich weiß, was Sie sagen wollen; es ist das alte Lied. Die Privatbeamten sind alle Anhänger des Sozialismus. Ich weiß ganz gut, daß Sie unter sich über den Kapitalismus schimpfen und daß Sie mit den Ausdrücken der Verachtung Ihrer Vorgesetzten denken. Ich kümmere mich aber nicht darum! Ein viel wichtigeres und entscheidenderes Moment ist jedoch die schlechte Geschäftslage. Sie wissen ganz gut, daß unsere Dividende gefallen ist, daß wir stark an der Waldbegger Kohlengrube beteiligt sind...“

Das Tischtelefon klingelte.

Verzeihung, die Direktorenitzung beginnt. Guten Tag.“

Damit ließ er die Beamten stehen, welche stumm in ihre Gefängnisse zurückkehrten.

II.

Die drei Direktoren waren allein. Es waren gutgenährte, gutgekleidete, von Zufriedenheit strahlende, durch das Gelingen ihrer gewagten Geschäfte von sich eingenommene Gestalten.

„Nun?“ fragten die zwei den Dritten.

„Ich habe mit dem Abgeordneten gesprochen.“

„Wieviel?“

„Fünzigtausend Pengö!“

„Das ist sehr viel Geld!“

„Auch ich halte es für viel, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist für die Bank ein Mandat sehr viel wert. Bedenkt nur die Angelegenheit mit der Waldbegger Kohlengrube! Wenn wir dorthin keine Bahn bekommen, gehen wir mit dem Geschäft zugrunde. Alles andre aber, was wir haben, ist kein Geschäft!“

„Das ist wahr. Aber der Wahlfonds ist unerlässlich!“

„Eine alte Tatsache: je schwächer die Regierung ist, desto mehr Geld braucht sie!“

„Den von uns sollen wir für das Parlament nominieren?“

Die drei Direktoren schauten einander an. „Das soll das Los entscheiden!“

Der eine von ihnen nahm ein Zwanzig Frank-Goldstück.

„Kopf oder Adler?“ fragte jener, welcher soeben die Beamten abgeschüttelt hatte.

Zuerst lösten zwei untereinander, dann der Sieger mit dem Dritten. Das Schicksal entschied für Dr. Bela Wechsler, um im ungarischen Parlament ein Vertreter des Rechtsblocks zu sein.

„Und die Kosten?“ fragte Wechsler nachdenklich.

„Wir geben noch zehntausend Pengö, das übrige gibst du selbst.“

„Aber sage wenigstens dem Abgeordneten, daß man dir einen sicheren Bezirk zuteilt.“

III.

Tief unten, an der äußersten Grenze Ungarns, wo morsche Ruinen traurig in das neblige Tal und auf dunkle Wälder blickten, in einem netten kleinen Städtchen, fand schon eine Woche später die Sitzung statt, in welcher der Bürgermeister, seinen in Ehren ergrauten Bart streichelnd, folgendermaßen sprach:

„Ich habe den verehrten Mitbürgern voller Freude die Mitteilung zu machen, daß es uns gelungen ist, einen Kandidaten zu finden, der sowohl ein erprobter Vorkämpfer des Liberalismus ist, wie auch ein Vertrauensmann der Regierung, und dem die Interessen des Bezirkes ebenso auf dem Herzen liegen wie die heiligen Interessen unseres Vaterlandes!“

„Wer ist das?“ fragte eine Stimme.

„Niemand anders als Dr. Bela Wechsler, Advokat und Bankdirektor.“

„Hoch Wechsler!“ riefen einige. Das waren jene, die alle hochleben ließen, die die Macht bedeuteten.

„Abzug!“ riefen mehrere Stimmen.

„Wir können demnach die hiesige liberale Partei für gegründet betrachten und ich ersuche, sofort einen Ausschuß zu wählen, welcher die nach Budapest zu schickende Deputation zusammenstellen wird...“

IV.

„Es geht sehr gut“, sprach zwei Tage später Wechsler zu den zwei Direktoren. „Der Bürgermeister verlangte bloß dreitausend Pengö dafür, damit die sechziggliedrige Abordnung nach Budapest kommen möge, um mich einzuladen, in den Wahlbezirk hinunterzufahren.“

„Könnte denselben Dienst nicht auch ein Telegramm um zwei Pengö leisten?“

„Wenn wir schon angefangen haben, müssen wir es auch durchführen!“

V.

Wechsler beratschlagte mit seinen Agitatoren. Neuborf braucht eine Orgel, in Angbad muß die Schule und Kirche repariert werden, Leesdorf soll ein staatliches Gestüt, Rohrbach einen Richter bekommen und sieben verschiedene Dörfer wollen eigene Schulen haben. Dazu kommen die Reisepesen und die Kosten der diversen Gelage. Wechsler wartete gespannt auf das Ergebnis.

„Zwanzigtausend Pengö“, sagten die Agitatoren.

„Ja, für den Fall einer einstimmigen Wahl! Wenn aber ein Gegenkandidat nominiert wird?“ fragte der Kandidat.

„Das ist unberechenbar“, antworteten alle. „Die Sitzung beginnt!“ rief ein Schreiber zur Tür herein.

VI.

Aus der Rede des Bürgermeisters wollten wir nur folgende Stellen zitieren:

„Die dicke Phalanx unserer Wähler wird den Sieg des Liberalismus sichern, zu dessen Ideen sich die besten Namen des Jahrhunderts bekannt haben. Kossuth, Szeghenyi und Deak waren Soldaten dieser Fahne, und wir wären undankbar diesen großen Männern gegenüber, wenn wir nicht ihr wieder zum Siege verhelfen würden. Wir geben sie in erprobte Hände, damit sie zum Wohl unseres Vaterlandes und unserer Nation lange hochgehalten werde, an der Spitze der getreuen Bürgerschaft. (Bei diesen Worten fiel Wechsler der Rohrbacher Richter ein.) Unsere Ueberzeugung ist rein, unser Programm ist grandios, darum vortwärts, das Volk wird Ihnen voller Freude folgen!“

Präusender Jubel! Der Bürgermeister drückte dem Kandidaten die Hand. Der Kandidat blühte um sich, er fühlte sich so, als wäre er von hungrigen Wölfen umgeben, und er knöpfte sich unbewußt den Rock zu. Er hatte sich gründlich vorbereitet und die Sache ging glatt vonstatten. Mit geschäftsmäßiger Trockenheit zählte er das übrige Regierungsprogramm auf: Reform des Strafgesetzes, die Pressefreiheit, Verstaatlichung der Verwallung. Eine starke Anrede machte sich unter den Zuhörern bemerkbar, als er die Reinheit der Wahlen besonders betonte. Desto größer war aber die Befriedigung, als er erklärte, daß er im Interesse seines Wahlkreises vor keinen Opfern zurückzusehen werde.

„Hier wird es Geld genug geben“, sagten die Zuhörer.

Er vergaß auch nicht die Armut des Volkes und im Gegensatz dazu die Pflichten der besitzenden Klasse zu erwähnen!

„Der Kapitalismus hat große Aufgaben gegenüber den Millionen der Armen; wer diese Pflicht nicht erfüllt, hat das Recht verspielt, ein Mensch genannt zu werden...“

VII.

„Aber ich bitte Sie, hören Sie mir damit auf. Es macht auf mich einen schlechten Eindruck, wenn ich sehe, daß unsere Beamten Proletarier sind, die sich von einem Vorkuh zum anderen durchhungern müssen!“ sprach Direktor Wechsler drei Tage nach seiner Programmrede in seinem Büro zu einem Korrespondenten.

„Wenn meine Frau nicht...“

„Ich frage nicht darnach, ob Ihre Frau tatsächlich krank ist oder nicht... das würde so aussehen, als glaube ich Ihnen nicht... aber prinzipiell... Sie verstehen... aus Prinzip muß ich Ihnen den Vorkuh verteidigen...!“

Eine Jüdin fährt ins Dritte Reich

Interview mit mir selbst

Ich wollte gar nicht fahren. Wer fährt nach Hitler-Deutschland, wenn er nicht muß? Höchstens eine Konrad Henlein-Anhängerin. Die bin ich aber nicht. Ganz und gar nicht. Ich bin eine schlichte Angestellte, nebenbei Jüdin, und weiß, wohin ich gehöre. Politisch und überhaupt. Aber da kam der Brief. Der Brief eines längst verschollen geglaubten Freundes. „Erinnerst du dich noch der schönen Tage von Prag? Long long ago. Jetzt ist das Leben weniger schön. Ich habe meine Stelle als Privatdozent natürlich längst verloren, meine Schwester darf ihre Arztinnenpraxis nicht mehr ausüben, trotzdem zwei Brüder von uns im Weltkrieg umgekommen sind. Das Jammern hat keinen Zweck. Wir sind im Begriff, Deutschland zu verlassen und nach Südamerika auszuwandern. Beide möchten wir dich gern noch einmal vorher sehen. Die Liquidation unseres restlichen Hab und Guts macht immerhin soviel Kopfzerbrechen, daß ich zur Zeit nicht aus Berlin fortkomme. Von Prag nach Berlin ist es nicht so weit wie von Prag nach Südamerika. Komm her, ein paar Tage. Ich logiere dich in einer netten Pension bei uns in der Nähe ein. Der Besitzer, ehemaliger Bankdirektor, geflohen wegen, na du weißt schon, jetzt bringt er sich und seine Familie mit Zimmervermietern durch. Netze Leute. Also, wie wär's?“

Nun, da fuhr ich eben. Und jetzt bin ich wieder hier. Der Kopf schwindt mir ein bißchen von den vielen Eindrücken innerhalb weniger Tage. Schließlich, ich war nicht das erstemal in Berlin. Ich kannte es schon ganz gut aus früheren Zeiten. Aber im Dritten Reich war ich zum ersten Male. Ich will versuchen, eine ehrliche Bilanz zu ziehen.

Es gibt Dinge, die in Berlin noch genau so angenehm berühren wie früher. Die vielen grünen Bäume in den Straßen und auf den Plätzen, sogar zwischen den Schienen am Kurfürstendamm wächst gepflegtes und nicht etwa wildes Gras. Auch die Exaktheit im Verkehrsleben, die Sauberkeit, die verblüffende Präzision, die Höflichkeit in Geschäften der Kundschafft gegenüber, das blühende abendliche Lichterflamen, die geschmackvollen Schaufenster ohne Ueberladenheit — das kann man auch heute noch nicht ohne Freude beobachten. Aber hat das etwa Herr Hitler gemacht? Keineswegs. Das war schon immer so. Und läme nach seinem Ende der Sozialismus, es wäre nicht anders.

So viele Uniformen gab es allerdings in der Republik nicht. Braune habe ich indes wenig gesehen. Schwarze auch nicht sehr zahlreich. Sings gegen unbeschreiblich viel grüne. Und mein Freund sagte mir, das sei alles Reichswehr, die beherrsche jetzt das Feld und niemand sonst. In den Läden und in den Restaurants fand ich alles sehr teuer. Verglichen mit den früheren republikanischen Preisen. Ich erfuhr, daß die meisten Waren in der letzten Zeit im Preise gestiegen sind, jedoch nicht in der Qualität. Man schenkte mir Schokolade. Dabei fügte der Bekannte hinzu: „Sie ist aus dem besten Schokoladengeschäft Berlins. Aber sie wird dir nicht sehr schmecken. Ist nämlich höchst wenig Kakaos darin. Kakao gehört zu jenen Rohstoffen, die eingeführt werden müssen. Und Rohstoffe sind knapp. Wir haben keine Devisen. Du weißt doch.“ Natürlich weiß ich. Ich bin doch ein modernes Mädchen das Zeitungen liest. Die meisten Frauen und Mädchen in Prag lesen Zeitungen.

In Berlin tun sie es nicht. Dort sehen sie überhaupt so anders aus, daß ich mich zuerst

ganz unglücklich fühlte. Wie geht hier alles einfach und sportlich gekleidet. Selbst im Theater hat sich das sogenannte „Abendkleid“ überlebt. Niemals dachte ich mit solcher Sehnsucht an unsere wirklich und wahrhaft demokratisch-schlichten Lebensformen wie in Berlin, als ich die eleganten Boulevards von Tauentzienstraße und Kurfürstendamm entlang spazierte und dabei die Menschen, die mir begegneten, musterte.

Um es mit einem Satz auszudrücken: die Frauen in Berlin sehen alle aus wie lauter Emmy Sonnemanns. Fein und aufgeräumt. Mit vielem unnötigen Krims-Krams. Da noch ein Küchlein und dort noch ein Härtchen, und wenn es irgendmöglich ist, auch noch ein Schleifchen auf dem Popo. Dazu „damenhafter“ Hüte mit Gefieder oder Blumensträußen, schwindelnd hohe Abfüße, alles verspielt, alles sinnlos, alles abgebohen ins Geschlechtlich-Weibchenhafte. Die Frauen in Berlin kamen mir nicht wie Menschen vor, sondern wie gepuderte Affen. Wenigstens in den sogenannten „borehmen“ Vierteln. In die anderen bin ich, zu meiner Schande sei es gesagt, nicht gekommen. Rein aus Zeitmangel. Die Entfernungen sind unvorstellbar groß. Doch die Freunde sagten mir, in den proletarischen Vierteln herrsche großes Elend, alles ginge schlecht gekleidet, und Frauen und Mädchen, vielfach aus dem Erwerblosleben herausgedrängt, fielen der Prostitution zum Opfer. Ich machte keinen Hehl daraus, daß ich die Berlinerinnen scheulich fand, aber meine Bekannten nahmen es mir nicht übel. Sie lachten über meine Offenheit und erklärten: „Das ist die Einwirkung des zwei Jahre herrschenden Faschismus. Frauen werden heute nicht mehr als gleichberechtigte Staatsbürgerinnen und Kameradinnen des Mannes betrachtet. Man hat ihnen ihre politischen und wirtschaftlichen Rechte genommen. Man redet ihnen ein, das Hausfrauen- und Mutterdasein würde sie für alles Verlorene entschädigen können. Daher der rapide Rückschritt in der geistigen Entwicklung. Er zeigt sich auf jedem Gebiet. Angefangen beim allgemeinen Bildungsniveau bis zur Art der Kleidung, die den Prinzipien der Vernunft, ja sogar der Hygiene widerspricht.“

Natürlich haben wir über all solche Dinge nicht im Café oder im Restaurant geredet. Sondern hübsch zu Haus in den vier Wänden der Freunde. Auf der Straße waren wir still, und wenn wir die großen Plakate an den Litschensäulen und Häufertwänden des Kurfürstendamms nebst Umgebung erblickten, mit der Aufschrift: „Die Juden sind unser Unglück“, so sahen wir uns nur flüchtig an.

Ich habe blondes Haar und blaue Augen. Ein SS-Mann stieg mir sogar mal nach. Wenn der gewußt hätte . . . Und noch dazu aus Prag. Also, ich konnte es wagen, mir an einem Zeitungskiosk — Trafik sagt man nicht in Berlin — den „Stürmer“ und Streichers neueste Zeitschrift „Der Judenkenner“ zu kaufen. Was ich da zu lesen bekam, ließ mich vor Wut und Scham erröten. Es ist ganz was anderes, wenn man davon nur hört, als wenn man es plötzlich schwarz auf weiß gedruckt sieht. Von unserem Präsidenten Masaryk schrieben sie, er sei mit einer Jüdin verheiratet gewesen, sein Schwiegervater sei ein Jude, und sie stellten es so dar (obwohl es ja gar nicht stimmt), als wäre dies eine unerhörte Schmach für unser Staatsoberhaupt. Das Verbrechen an dem Lindbergh-Baby war als Ritualmord aufgezo-gen worden, und

zwischen all diesen Scheußlichkeiten, die auf ein menschliches Niveau von haarsträubender Primitivität spekulieren, gab es Juden-Karikaturen, unbeschreiblich. Ich habe festgestellt, daß jene Juden, die zum Teil durch die Verhältnisse gezwungen, zum Teil noch immer freiwillig, in Berlin leben, gegen all das recht abgestumpft sind, was mir oft sehr würdelos erschien. Manchmal taten sie mir aber auch leid, wenn ich sie irgendwo sitzen sah, in einer versteckten Konditorei, bedrückt, ängstlich, meistens alte, abgekämpfte, müde Menschen, mit traurigem, hoffnungslosem Gesichtsausdruck nicht mehr die Kraft besitzend, auszuwandern und ein neues Leben zu beginnen. Die jüdische Jugend verläßt Deutschland, soweit es nur eben möglich ist. Ich sprach einen Arzt, einen ehemals sehr berühmten (heute fast ohne Praxis), der erzählte mir, seine beiden Kinder seien nach Amerika emigriert. „Und ob ich sie wohl je im Leben wiedersehen werde?“

Fremde Sprachen habe ich in Berlin fast gar nicht gehört. Meine Freunde sagten mir, es kämen wenig Ausländer ins Dritte Reich, die ganze Konjunktur sei künstlich gemacht, ein Bluff, ein Trick, wie alles bei Adolf Hitler, aber eines Tages käme der große Strach, und sie wünschten nur, bis dahin über alle Berge zu sein. „In Prag gibt es leider viele Bettler“, meinte ich, „bei euch sieht man keine. Wie kommt das?“ „Weil es verboten ist, zu betteln“, lautete die lakonische Antwort. „Doch an unserer Wohnungstür klingelt es den ganzen Tag. Als verkappte Agenten für irgendwas treten sie auf. Gibt man ihnen nichts zu verdienen, so bitten sie um ein paar Pfennige oder ein Stück Brot. Das ist die Rehrseite. Alles hat hier eine Rehrseite. Neben der glänzenden, glitzernden Fassade. Du müßtest längere Zeit bleiben, dann würdest du es bald merken.“ Ich merkte es schon, als ich am nächsten Morgen beim gleichen Zeitungskiosk kaufte. Ich fragte nach ausländischen Blättern. Da legte der Mann, der dort handelte, ganz ungeniert los. „Ausländische Zeitungen wollen Sie, Frolein? Na, da komm'n Sie mal 'n bißchen später. Vielleicht in zwei drei Jährchen. Da machen wir sicher schon wieder ein Geschäft zusammen. Falls ich bis dahin noch nicht pleite bin. Was auch sein könnte. Oder dot. Wahngert. Weil sie nämlich jeden Tag irgend 'ne Zeitung verbieten, und weil ihren eigenen Mist kein Gas lesen will. Jawoll, Frolein.“

Da hatte ich's. Im übrigen war der Mann durchaus im Recht. Die deutschen Zeitungen, die es noch gibt, ihre Nazipresse einbeziffen, erinert samt und sonders im Ton und in der Aufmachung an die sauberen Boulevard-Blätter unseres Herrn Stübtrng. Alles auf Sensation und Schwindel eingestellt. Auf Gaf und Verleumdung. Beziehungsweise auf Selbstbeweihräucherung. Wer hat wohl von wem gelernt?

Ich fragte die Freunde auch, ob sie etwas von der illegalen Arbeit merkten, die außerhalb Deutschlands gegen das jetzige Regime geleistet werde. Sie suchten die Achseln. Nach dem Kurfürstendamm kämen Broschüren, Flugblätter und Zeitungen nicht. Sondern in die Betriebe, unter die Arbeiterschaft, in die proletarischen Bezirke. Wo sie ja auch hingehören. Mit der Berlin W.-Bourgeoisie, selbst wenn einzelne Teile noch so unzufrieden sein mögen mit dem geistigen und kulturellen Niedergang Deutschlands, läßt sich sicher keine Revolution gegen Hitler machen.

Fazit: Ich bin gern nach Prag zurückgefahren. Ich atmete tief, als ich auf dem Wilson-Bahnhof stand. Trotzdem die Luft schwarz und säuerlich von Ruß war. Doch sie schmeckte nach Freiheit. R. M.

Fische als Flammenwerfer und Leuchtrafeten

Was noch kein Menschenauge sah — Eine ganze neue Tierwelt Die ersten Veröffentlichungen in Amerika

Dr. William Beebe, der amerikanische Tiefseeforscher, hat jetzt die erste ausführliche Beschreibung seiner beiden sensationellen Tiefsee-Tauchreisen bei Bermuda im „National Geographic Magazine“, der Zeitschrift der Gesellschaft, die seine Expedition finanziert hat, veröffentlicht. Er tauchte mit einem Assistenten in einer kleinen, mit einem starken Scheinwerfer ausgerüsteten Stahlkugel „Bathysphäre“ am 11. August 1934 bis zu einer Tiefe von 763 Meter und am 15. August sogar bis zu einer Tiefe von 924 Meter.

Hätte er sich in einen Luftraum herabgelassen, so hätte man von dem Dampf aus die Kugel nur noch als winzigen Punkt wahrgenommen. Er erreichte also Tiefen, in die noch nie auch nur annähernd ein menschliches Wesen gelangt war, und sah im Schein seines Scheinwerfers eine Tierwelt, von der wir bisher nichts ahnten.

Vier Erlebnisse während der Tauchreisen bezeichnet Dr. Beebe als die eindruckvollsten: den ersten Schimmer von tierischem, d. h. von Fischen ausgehendem Licht, die Ankunft im Bereich ewiger Dunkelheit, die Entdeckung neuartiger Fische und den Anblick der Flammenwerfer-Garneelen.

Schon bei wenigen Metern Tauchtiefe begannen die angenehmen und warmen Farben des Lichtes zu verschwinden, erst das Rot, das Rotgelb und schließlich auch das Gelb, so daß nur eine grünliche Farbe durch die Fenster der Kugel drang. Ein Gefühl von „Kälte, Nacht und Tod“ überkam Dr. Beebe beim Anblick dieses Lichtes. Allmählich ließ auch das Grün nach, und in 70 Meter Tiefe schimmerte das Wasser grau-blau. In 200 Meter Tiefe waren das Wasser und auch das Innere der Kugel von tiefdunklem Blau erfüllt, das zwar strahlend erschien, aber zum Lesen oder Schreiben keineswegs ausreichte. In dieser Tiefe fand Beebe viele Fische, die auch an der Oberfläche gefangen werden und demnach also ein außerordentliches Anpassungsvermögen an die Druckstärke haben müssen.

Es fiel Beebe auf, daß das Blau langsam schwand, ohne daß es durch violette Töne ersetzt wurde, wie man eigentlich im Hinblick auf das Spektrum vermuten müßte. Bei 200 Meter sah er zum erstenmal das, was man als das eindrucksvollste Ergebnis seiner Tauchreisen bezeichnen kann: Fische mit eigenem Licht. Zwischen 300 und 400 Meter Tiefe schwand das letzte Blau, und es blieb ein trostlos farbloses, grauer Schimmer übrig, der sich endlich in völligem Schwarz verlor, gegen das „jede Nacht auf der Erdoberfläche nur als Dämmerung erscheinen muß“. Der Scheinwerfer der Kugel beleuchtete eine Sphäre, die seit zwei Milliarden Jahren im Dunkeln gelegen hatte.

Die Lichter der Fische wurden nun heller und vermehrten sich beim weiteren Abstieg. Beebe telephonierte alles, was er sah, an Deck, wo es stenographisch aufgenommen wurde. Bei 400 Meter Tiefe sah er die „Explosion“ eines „Flammenwerfers“, die er sich zunächst gar nicht erklären konnte. Erst bei der zweiten Tauchreise sah er zahlreiche Explosionen dieser Art in etwa 550 Meter Tiefe. In einiger Entfernung von

der Kugel fuhr plötzlich ein Lichtstrahl aus der Finsternis, der mehrere Zentimeter lang und so hell war, daß er die Fensterumrahmung der Kugel erleuchtete. In dem Strahl erkannte Beebe dann schließlich eine Garneele, die einen sie angreifenden Fisch geblendet hatte. In der ewigen Nacht des Ozeans verwenden die Tiere eine Lichttarnung statt der Rebertarnung.

Bei 600 Meter sah Beebe einen Fisch mit von innen beleuchteten Zähnen. Bei 800 Meter sah er im äußersten Ende des Scheinwerferstrahls einen Riesenfisch von über sechs Meter Länge schwimmen. Seine Form war ein breites Oval. Beebe glaubt, daß es ein Walfisch gewesen sein kann. Wale haben bekanntlich durch eine bestimmte chemische Reaktion ihres Blutes die Möglichkeit, große Tiefen aufzusuchen, wo ein gewaltiger Druck herrscht. Auffälligerweise lockte der Lichtstrahl des Scheinwerfers keine Fische an. Manche flohen, andere schienen ihn nicht zu bemerken.

Daß nicht alle Fische in großen Tiefen Lichter haben, bewiesen zwei völlig farblose, etwa 60 Zentimeter lange „Segelflossen“ einer noch völlig unbekanntes Art mit kleinen Augen, die bei 500 Meter Tiefe in den Lichtkegel des Scheinwerfers schwammen und dort regungslos verharrten. Das auffälligste war ihre riesige Bauch- und Rückenflosse am Ende des Körpers, die wie Segel im Wasser standen. In 630 Meter Tiefe nahm Beebe an diesem hellen Sommertag noch einen leisen Schimmer von grauem Licht wahr.

Bei fast 700 Meter sah Beebe zum erstenmal ein anscheinend sehr großes Tier, dessen Form er weder diesmal, noch bei sechs weiteren Gelegenheiten erkennen konnte, wo es auf-

Ein kleines Reiseabenteuer



tauchte. Dreimal prallten Tiere an das Fenster und stießen leuchtende Wollen aus, so daß Beebe sich unwillkürlich wie vor einer Explosion duckte. Das Wasser war in dieser Tiefe wie von vielen Lichtern wie eine nächtliche Großstadt erleuchtet. Beebe zählte einmal gleichzeitig 46 Lichter, meist gelbe und bläuliche.

Einer der merkwürdigsten Fische, von dem Beebe eine große Anzahl beim Aufstieg sah, war der schwarze Schluckfisch, der imstande ist, einen größeren Fisch zu verschlucken, der dreimal so groß wie er selbst ist. Er schwimmt dann weg, mit dem großen Fisch in seinem enorm ausgetweiteten Bauch. Wie er sie fertig bringt, weiß man nicht.

Heiteres

„Mensch, warum siehst du denn so niedergeschlagen aus? Ist dir ein Patient gestorben?“ — Junger Arzt: „Nein, es ist einer gesund geworden, und zwar mein einziger.“

„Müller, haben Sie den Kassier heute noch nicht gesehen?“ — „Doch, Herr Direktor. Er war sogar sehr zeitlich da, hatte sich den Bart abnehmen lassen, hat sich den Fahrplan genommen und ist wieder fortgegangen.“

„Was, der Direktor ist nicht hier, sagen Sie?“ triumphiert der hartnäckige Besucher. „Da liegt ja sein Hut!“ — „Der Herr Direktor hat z w e i Hüte!“ sagt die Sekretärin hoheitsvoll.

Mutter: „Junge, dir fehlt ja ein Stück vom Hosenboden!“ — Junge: „Nein, Mutter, es fehlt nicht, ich habe es in der Tasche mitgebracht!“

Photograph: „Hier bringe ich die Bilder, die Ihr Sohn bei mir anfertigen ließ!“ — Vater: „Die Aufnahmen sehen ihn sehr ähn-

lich! Hat er sie bezahlt?“ — Photograph: „Nein, mein Herr! Er verwies mich an Sie.“ — Vater: „Das sieht ihm noch ähnlicher!“

Gänschen ist mit dem Anzug ins Wasser gefallen. Triefend kommt er nach Hause. Die Mutter steckt ihn vorsorglich ins Bett, aber Vater schimpft: „Wenn du erst warm bist, kriegst du aber deine Kelle!“ — Bruder Fritz rührt sich nicht von Gänschens Bett. Nach einer Weile ruft er: „Vater! Vater! Jetzt ist Gänschen warm.“

Denk dir bloß, da steht in der Zeitung, daß in Chicago alle zwei Minuten ein Mann vom Auto überfahren wird!“ — „Der Aermste, wie schrecklich! Was hat er denn verbrochen?“

Tragisch. Dame (zu ihrem Tischnachbar): „Herr Doktor, haben Sie in Ihrer Praxis niemals einen Fehler gemacht?“ — „Na, leider! Ich habe einen amerikanischen Millionär in drei Tagen kuriert.“

In der Physikstunde. Lehrer: „Hier ein Beispiel: Wenn ihr bei Gewitter die Kabe gegen das Fell streicht, fliegt euch sofort ein elektrischer Funke an.“ — Schüler: „Die Kabe aber auch.“

Kleiner Liebesbrief in dieser Zeit

Von Katja.

Liebster!

Die Stunden, die du fern bist, rinnen trübe,
es schleicht der Ahren Zeiger langsam durch den
Tag;
ich frag mich ernstlich: ist das nun die Liebe?
Und ist sie's nicht — was es wohl sonst sein
mag....

Du bist ein Mann mit Stellung und Passionen,
die Leute grüßen dich, tief — voll Respekt;
wir werden niemals beieinander wohnen,
weil sich das nicht mit deiner Laufbahn deckt.

Du bist Besitzer von Haus, Hof und Garten,
begleitet wirst du stets von einem großen Hund.
Ich kann dertweil in meinem Zimmer auf dich
warten
und schreibe mir indes die Finger sehnsuchtschwund.

Kommst du zu mir, so ist das eine hohe Ehre,
die ich sehr wohl — verlaß dich drauf — zu
schätzen weiß.
Stenotypistinnen machen selten nur Karriere
und dann auch meistens nie durch ihren Fleiß.

Sitzt du bei mir, erzählst du mit viel Würde
was sich auf dieser Welt ereignet hat,
du bist ein großer Mann, du trägst des Lebens
Würde
voll Fassung — und manchmal hast du sie recht
satt.

Dann findest du es gut, bei mir zu sein,
in meinem schlichten, arm möblierten Zimmer,
hier dringt kein Rauch von deiner West herein,
und etwas Tee und Zucker hab ich immer.

Auch leise Bärtlichkeiten, viele Kräfte,
soweit du gerade in der Stimmung bist.
Bist du es nicht — vertag ich das Gewisse
auf nächste Mal, weil es so besser ist.

Mitunter wünsch ich mir beim Zigarettenrauchen,
ein Strauch, ein Baum in deinem Garten wohl
zu sein,
doch Wipfelpflanzen kannst du sicher dort nicht
brauchen,
man sagt auch, daß sie nur auf Straßensplaster
gut gedeihen.

Hab keine Angst! Ich Klage nicht und werde nicht
pathetisch,
das liegt mir nicht — ist gegen meinen Stil,
bettweinte Augen wirken kaum ästhetisch,
auch haßest du das billige Gefühl.

Drum will ich, Liebster, die in diesem Brief
nichts weiter sagen —
in diesem Brief, der viel zu lang geworden ist.
Nur eines noch: daß du in all den wechselvollen
Tagen
dennoch der große Glanz in meinem kleinen
Leben bist.

Deine

siehe oben....

Dame im Auto: Die Herrnsfahrerin bog
um die Ecke. In vorschriftswidriger Geschwin-
digkeit. Der Schutzmann hob die Hand: „Min-
destens fünfundvierzig...“ — Die Herrns-
fahrerin riß empört den Hut vom Kopfe: „Er-
lauben Sie mal — ich bin erst fünfundzwanzig,
das ist nur der alberne Hut, der mich älter
macht.“

Oesterreich

Von Sonja.

Von Sankt Stephan die Chimären
Mächten für den Tod Musik,
Der aus Habsburgs Gräften stieg,
Mit Säubigen und Gewehren.

Damals fiel auf Wien mit schweren
Branden, fiel ins Land der Krieg,
Mann des Pfluges, der Fabrik,
Du wirfst deine Kraft bewähren.

Nicht beendet ist der Krieg:
Gegen ein Phantom der Knechte
Kämpft die Front der Menschenrechte,

Unsichtbar sind unsre Heere,
Morgen sprengen die Gewehre
Alle Kerker. Freiheit! Sieg!

Energieleistungen werden gemessen

Nimmt man die Tagesleistung eines Mau-
rers mit nur 1000 Steinen pro Tag an, so
ergeben diese Steine, nebeneinandergelegt, 250
Meter Länge. Die Saison mit 250 vollbeschäf-
tigten Tagen ergibt 62 Kilometer Jahres-
leistung. Diese Beschäftigung ergibt bei gleich-
bleibender Leistung eine genauerte Fläche von
112.500 Quadratmeter, im Jahr 75.000
Quadratmeter und im Tag 30 Quadratmeter
Fläche.

Ein Schneider, der in einer Woche 1800
Meter Festgarn und Zwirn verarbeitet, würde
in einem Jahr 93.600 Meter und in 25 Jahren
2340 Kilometer Festgarn und Zwirn verarbeitet
haben. Der Berechnung dieser Ergebnisse liegen
folgende Arbeitsleistungen zugrunde: für ein
Jackett 223 Meter Festgarn, Zwirn und Maschi-
nenseide, für ein Paletot 266 Meter, für einen
Ufster 398 Meter, für eine Hose 100 Meter, für
eine Weste 70 Meter Festgarn, Zwirn und
Maschinenseide.

Ein Paletbriefträger, der täglich 300
Palette austrägt, von denen jedes 5 Kilo wiegt,
würde am Tage 1500 Kilo und im Jahr
450.000 Kilo befördert haben. Nach 25 Jahren
Dienstzeit entspräche das Gewicht der beförder-
ten Lasten 1250 Tonnen, die etwa 750 Güter-
wagen entsprächen.

Die Schreibmaschinenschreiber sind, was
die Summe ihrer Leistungen anbelangt, Schwer-
arbeiter. Man berechnet die Kraft, die dazu ge-
hört, eine Schreibmaschinentaste niederzudrücken,
mit 400 bis 500 Gramm. Man rechnet mit
75 Anschlägen in der Minute (eine gute Schrei-
berin bringt es auf 300 Anschläge) und 4000
Anschlägen in der Stunde und 30.000 bis
40.000 Anschlägen während einer achtsündigen
Arbeitszeit. Die durchschnittliche Arbeitsleistung
bei 75 bis 100 Anschlägen entspricht einer
Hebertwindung von 33 bis 50 Kilogramm. In
einer Stunde ist also etwa ein Widerstand von
2500 Kilogramm und bei achtsündiger
Arbeitszeit 20.000 Kilogramm Widerstand
zu überwinden. Das Gewicht, das zu
überwinden ist, entspricht dem ungefähren
Gewicht von 300 Menschen. Die Leistungen der
Männer und Frauen bewegen sich ziemlich auf
gleicher Höhe.

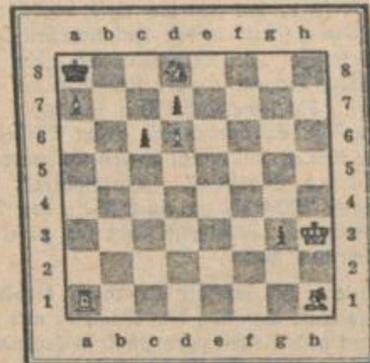
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22,
Post Modian bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 233.

Von Gustav Trütsch Wisterschan,
(Freier Sport, 1931.)

Schwarz: Ka8, Bc6, d7, g3. (4)



Weiß: Kh3, Tai, Lhl, Sd8, Bd6, a7. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach
Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser
Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 233: Tt4—b4.

(Diese Aufgabe ist nebenlöslich nach Set—g5+!)

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein:
Klimt Franz und Dinnebier Emil, Tetschen;
Fuchs Otto, Zwittau; Hieke Josef, Fritsch Anton,
Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm
Heinrich, Jonsbach; Schwarz Raimund, Kloster-
grab; Hyna Josef, Hostomitz; Kraus Gerhard,
Turn; Tesaf Franz, Suchel; Reichel Ernst und
Reichel Walter, Drakowa; Walter Ludwig und
Rabek Franz, Kwitkau; Trütsch Gustav und
Scharoch Franz, Wisterschan; Uibert Rudolf,
Proseditz; Sachs Anton, Trauschkowitz.

SCHACHSPARTE.

Spielplan der Schachmeisterschaft im V. Kreis.

In der am Sonntag, den 28. April 1935, statt-
gefundenen erweiterten Kreis-Schachsitung wur-
de folgende Einteilung zu den Kreis-Schachmei-
sterschaftswettkämpfen ausgetost und beschlos-
sen:

I. Runde am 2. Juni 1935.

Warnsdorf—Krochowitz in Bodenbach, im Café
„Corso“; Kampfrichter Gen. Fleck, Tetschau.

Komotau—Wisterschan in Bergesgrün (Rest.
Buchenheim); Kampfrichter Gen. Grimmer, Ka-
tharinaberg.

Sobrusan—Kleische in Modian (Restaurant
„Eloche“); Kampfrichter Gen. Trütsch, Wisters-
chan.

II. Runde am 16. Juni 1935.

Sobrusan—Komotau in Brüz (Lokal wird
noch vereinbart); Kampfrichter Gen. Siegt, Trup-
schitz.

Kleische—Wisterschan in Schönfeld („Neue
Welt“); Kampfrichter Gen. Steiner, Schönfeld.

III. Runde am 14. Juli 1935.

Wisterschan—Sobrusan in Teplitz (Hotel
Lauer). Kleische—Komotau in Teplitz (Hotel
Lauer, Mamarykstraße). Kampfrichter Gen. Havel
und Patz, Teplitz, Zuckmantel.

IV. Runde (Schlußrunde) am 11. August 1935.

Sieger der Erzgebirgsgruppe gegen Sieger der
Elbgruppe.

Das Spiel, je nach Ortslage, wird von der
Kreis-Schachexekutive vereinbart und bekannt
gegeben.

Achtung! Alle Wettkämpfe beginnen Punkt 9 Uhr
vormittags mit einer Stunde Wartezeit, mit Aus-
nahme Warnsdorf—Krochowitz 1/2 Uhr!

Wettkampfordnung ist dieselbe wie alle Jahre.
„Schach frei!“

Kreis-Schachspartenleitung.